

MÄRCHENHAFTE WEIHNACHTEN

WINTERMÄRCHEN

AUS
ALLER WELT

WUNDERHAUS VERLAG







VON DEN ZWÖLF MONATEN

EIN VOLKSMÄRCHEN

Es war eine Mutter, die hatte zwei Töchter: eine Eigene und eine Stieftochter. Die eigene Tochter, Helena, hatte sie sehr lieb, doch die Stieftochter Mariechen mochte sie nicht. Und das nur, weil Mariechen schöner als ihre Helena war. Das gute Mariechen wusste von dieser Schönheit nichts und auch nicht, warum die Mutter stets so böse war, wenn sie sie nur ansah. Mariechen kümmerte sich um alle anfallende Arbeit: die Stube aufräumen, kochen, waschen, nähen, spinnen, weben, Gras kehren und die Kuh versorgen. Helena dagegen war faul. Doch Mariechen tat alles gern und ertrug geduldig das Schelten und Schimpfen der Schwester und der Mutter. Aber es wurde schlimmer von Tag zu Tag. Und zwar bloß deshalb, weil Mariechen jeden Tag schöner und Helena immer hässlicher wurde. »Warum soll ich die schöne Stieftochter im Haus erdulden?«, dachte sich die Mutter, »Die Burschen werden sich auf Brautschau in Mariechen verlieben und Helena werden sie nicht haben wollen.« Deshalb versuchten sie und ihre Tochter, das arme Mariechen loszuwerden. Sie quälten sie mit Hunger und mehr Aufgaben im Haus — aber Mariechen ertrug sie geduldig, wurde von Tag zu Tag schöner.

Eines Tages — es war Mitte Januar — verlangte Helena nach einem Veilchen. »Geh, Mariechen, und bring mir aus dem Wald ein Veilchensträußlein«,

befahl sie ihrer Schwester. »Ich will an ihm riechen!«

Aber Mariechen antwortete: »Ach Gott, meine liebe Schwester, wo soll ich im Winter unter dem Schnee ein Veilchen finden?«

»Du nichtsnutziges Ding, du widersprichst, wenn ich befehle?«, schrie Helena und drohte: »Geh jetzt in den Wald und wenn du mir keine Veilchen bringst, erschlage ich dich!«

Die Stiefmutter packte Mariechen, stieß sie aus der Tür hinaus und schloss diese hinter ihr.

Bitter weinend ging das Mädchen in den Wald. Der Schnee lag hoch und nirgends waren Fußspuren zu sehen. Die Arme irrte und irrte umher, Hunger plagte sie, Kälte schüttelte sie. Sie betete zu Gott, bat ihn, er möge sie aus dieser Welt zu sich holen.

Da erblickte sie in der Ferne ein Licht. Sie ging dem Glanz nach, bis auf den Gipfel eines Berges, auf dem ein großes Feuer brannte. Und um das Feuer lagen zwölf Steine, auf den Steinen saßen zwölf Männer. Drei waren graubärtig, drei waren jünger, drei waren noch jünger und die drei jüngsten von ihnen waren die schönsten. Sie sagten nichts, sahen nur still in das Feuer. Die zwölf Männer waren die zwölf Monate.

Ganz oben saß der Älteste, der Januar, mit Haaren und Bart weiß wie Schnee, in der Hand ein Stab.

Mariechen erschrak, blieb kurz stehen, fasste aber schließlich Mut und trat an das Feuer heran. »Erlaubt mir, dass ich mich an eurem Feuer wärme«, bat sie, »die Kälte schüttelt mich.«

Der Januar nickte und fragte: »Warum bist du hergekommen, Mädchen? Was suchst du hier?«

»Ich suche Veilchen«, antwortete Mariechen.

»Überall liegt Schnee — es ist nicht die rechte Zeit, Veilchen zu pflücken«, sagte der Januar und traurig entgegnete Mariechen:

»Das weiß ich wohl. Aber meine Schwester Helena befahl mir, ihr Veilchen aus dem Wald zu bringen. Bringe ich sie nicht, so schlägt sie mich tot. Bitte ihr lieben Leute, sagt ihr mir, wo ich die Veilchen finde?«

Da erhob sich der Januar und trat auf den Jüngsten unter ihnen zu, gab ihm den Stab in die Hand und sagte: »Bruder März, setz du dich oben an.« Und der Monat März setzte sich oben an und schwang den Stab über dem Feuer. Im selben Augenblick loderte es höher, der Schnee taute, die Bäume schlugen

aus, Gras grünte, darin keimten bunte Blumen — und es wurde Frühling. Verborgen unter dem Gebüsch blühten Veilchen. So viele, als ob jemand ein großes Tuch ausgebreitet hätte.

»Schnell, Mariechen«, sagte der März, »pflück sie!«

Und Mariechen pflückte freudig, bis sie einen großen Strauß beisammen hatte. Sie dankte den Monaten und eilte froh nach Hause.

Helena wunderte sich und auch die Stiefmutter wunderte sich, als sie Mariechen erblickten, wie sie einen Veilchenstrauß bei sich trug. Sie öffneten die Tür, der Duft der Blüten breitete sich in der ganzen Hütte aus.

»Wo hast du sie gepflückt?«, fragte Helena wütend und Mariechen antwortete: »Oben im Wald auf einem Berg, da wuchsen sie unter einem Strauch.« Helena nahm die Veilchen, roch an ihnen und ließ auch die Mutter riechen. Zur Schwester sagte sie nicht einmal: »Riech doch auch.«

Am Tag darauf befahl Helena dem Mariechen: »Geh, Mariechen, und bring mir Erdbeeren aus dem Wald.«

Aber Mariechen antwortete: »Ach Gott, meine liebe Schwester, wo soll ich im Winter unter dem Schnee Erdbeeren finden?«

»Du nichtsnutziges Ding, du widersprichst, wenn ich befehle?«, schrie Helena und drohte: »Geh jetzt in den Wald und wenn du mir keine Erdbeeren bringst, erschlage ich dich!«

Die Stiefmutter packte Mariechen, stieß sie aus der Tür hinaus und schloss diese hinter ihr.

Bitter weinend ging das Mädchen in den Wald. Der Schnee lag hoch und nirgends waren Fußspuren zu sehen. Die Arme irrte und irrte umher, Hunger plagte sie, Kälte schüttelte sie. Da erblickte sie in der Ferne dasselbe Licht wie noch am Tag zuvor. Freudig eilte sie hinauf und kam zu dem Feuer, um welches die zwölf Monate saßen. Der Januar saß oben an.

»Erlaubt mir, dass ich mich an eurem Feuer wärme«, bat sie, »die Kälte schüttelt mich.«

Der Januar nickte und fragte: »Warum bist du wiedergekommen, Mädchen? Was suchst du hier?«

»Ich suche Erdbeeren«, antwortete Mariechen.

»Überall liegt Schnee — es ist nicht die rechte Zeit, Erdbeeren zu pflücken«, sagte der Januar und traurig entgegnete Mariechen: »Das weiß ich wohl. Aber meine Schwester Helena befahl mir, ihr Erdbeeren aus dem Wald zu

bringen. Bringe ich sie nicht, so schlägt sie mich tot. Bitte ihr lieben Leute, sagt ihr mir, wo ich die Erdbeeren finde.«

Da erhob sich der Januar und trat auf den Monat zu, der ihm gegenüber saß, gab ihm den Stab in die Hand und sagte: »Bruder Juni, setz du dich oben an.«

Und der schöne Monat setzte sich oben an und schwang den Stab über dem Feuer. Im selben Augenblick loderte es höher, der Schnee taut, die Erde grünte, die Bäume bedeckten sich mit grünem Laub, Vögel sangen und Blumen blühten — und es wurde Sommer.

Und unter dem Eichenbäumchen glitzerten weiße Sternlein, als ob sie jemand dort ausgesät hätte. Bald verwandelten sich die weißen Sternlein in Erdbeeren, sie reiften schnell und wuchsen. So viele, als ob jemand auf der grünen Wiese Blut ausgegossen hätte.

»Schnell, Mariechen«, sagte der Juni, »pflück sie!«

Und Mariechen pflückte freudig, bis sie ihre Schürze voll hatte. Sie dankte den Monaten und eilte froh nach Hause.

Helena wunderte sich und auch die Stiefmutter wunderte sich, als sie Mariechen erblickten, wie sie Erdbeeren bei sich trug, die ganze Schürze voll. Sie öffneten die Tür, der Duft der Erdbeeren breitete sich in der ganzen Hütte aus.

»Wo hast du sie gepflückt?«, fragte Helena wütend und Mariechen antwortete: »Oben im Wald auf einem Berg, da wuchsen sie in Fülle unter den Eichen.« Helena nahm die Erdbeeren, aß sich satt und gab auch der Mutter zu essen. Zur Schwester sagte sie nicht einmal: »Probier‘ doch auch.«

Am Tag darauf befahl Helena dem Mariechen: »Geh, Mariechen, und bring mir rote Äpfel aus dem Wald.«

Aber Mariechen antwortete: »Ach Gott, meine liebe Schwester, wo soll ich im Winter rote Äpfel finden?«

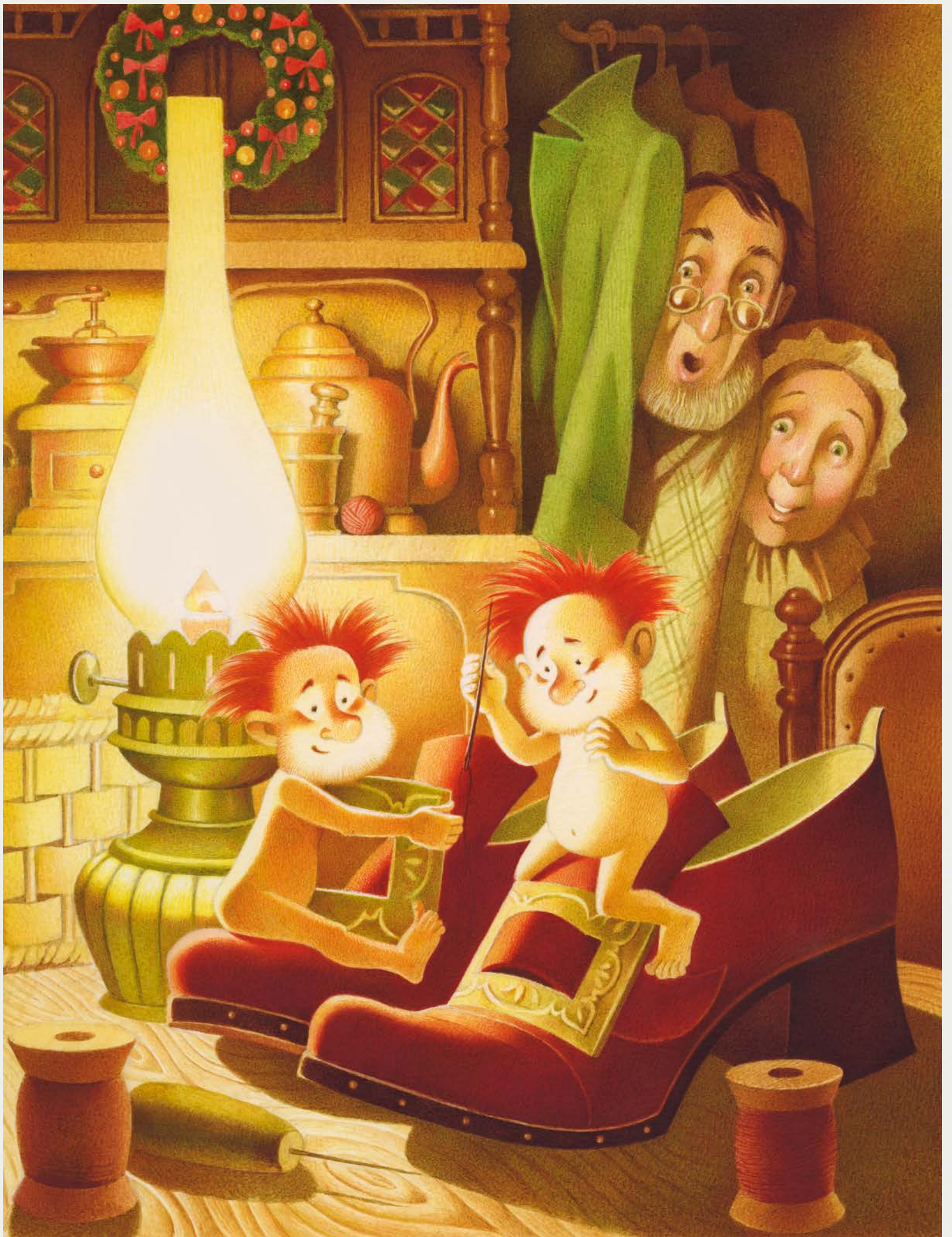
»Du nichtsnutziges Ding, du widersprichst, wenn ich befehle?«, schrie Helena und drohte: »Geh jetzt in den Wald und wenn du mir keine roten Äpfel bringst, erschlage ich dich!«

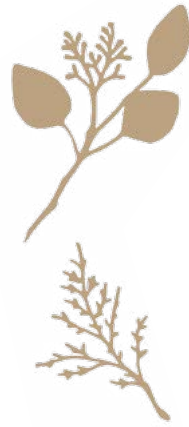
Die Stiefmutter packte Mariechen, stieß sie aus der Tür hinaus und schloss diese hinter ihr.

Bitter weinend ging das Mädchen in den Wald. Der Schnee lag hoch und nirgends waren Fußspuren zu sehen. Das Mädchen irrte diesmal nicht umher, ging gerade auf den Gipfel des Berges, wo das große Feuer brannte, wo









BRÜDER GRIMM
DIE WICHTELMÄNNER

Es war ein Schuster ohne seine Schuld so arm geworden, dass ihm schließlich nichts mehr übrigblieb als Leder zu einem einzigen Paar Schuhe. Nun schnitt er am Abend die Schuhe zu, die wollte er den nächsten Morgen in Arbeit nehmen. Und weil er ein gutes Gewissen hatte, so legte er sich ruhig zu Bett, überließ sich dem lieben Gott und schlief ein.

Morgens, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte und sich zur Arbeit niedersetzen wollte, so standen die beiden Schuhe ganz fertig auf seinem Tisch. Er wunderte sich und wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Er nahm die Schuhe in die Hand, um sie näher zu betrachten: Sie waren so sauber gearbeitet, dass kein Stich daran falsch war, gerade als wenn es ein Meisterstück sein sollte.

Bald darauf trat auch schon ein Käufer ein und weil ihm die Schuhe so gut gefielen, bezahlte er mehr als gewöhnlich dafür und der Schuster konnte von dem Geld Leder zu zwei Paar Schuhen erhandeln.

Er schnitt sie abends zu und wollte den nächsten Morgen mit frischem Mut an die Arbeit gehen, aber er brauchte es nicht, denn als er aufstand, waren sie schon fertig. Und es blieben auch nicht die Käufer aus, die ihm so viel Geld gaben, dass er Leder für vier Paar Schuhe einkaufen konnte. Er fand frühmorgens auch die vier Paar fertig — und so ging's immerfort. Was er abends

zuschnitt, das war am Morgen verarbeitet, bis er bald wieder sein ehrliches Auskommen hatte und endlich ein wohlhabender Mann war.

Nun geschah es eines Abends, nicht lange vor Weihnachten, als der Mann wieder zugeschnitten hatte, dass er vorm Schlafengehen zu seiner Frau sprach: »Wie wär's, wenn wir diese Nacht aufblieben, um zu sehen, wer uns solche hilfreiche Hand leistet?«

Die Frau stimmte zu und zündete eine Kerze an. Darauf verbargen sie sich in den Stubenecken hinter den Kleidern, die da aufgehängt waren, und gaben acht.

Als es Mitternacht war, da kamen zwei kleine, niedliche nackte Männlein, setzten sich vor des Schusters Tisch, nahmen alle zugeschnittene Arbeit zu sich und fingen an, mit ihren Fingerlein so flink und schnell zu stechen, zu nähen, zu klopfen, dass der Schuster vor Verwunderung die Augen nicht abwenden konnte. Sie ließen nicht nach, bis alles zu Ende gebracht war und fertig auf dem Tische stand, dann sprangen sie schnell fort.

Am Morgen sprach die Frau: »Die kleinen Männer haben uns reich gemacht, wir müssten uns doch dankbar dafür bezeigen. Sie laufen so herum, haben nichts am Leib und müssen frieren. Weißt du was? Ich will Hemdlein, Rock, Jacke und Höslein für sie nähen, auch jedem ein Paar Strümpfe stricken.



Mach du jedem ein Paar Schühlein dazu.«

Der Mann sprach: »So soll es wohl sein.« Und abends, wie sie alles fertig hatten, legten sie die Geschenke statt der zugeschnittenen Arbeit zusammen auf den Tisch und versteckten sich dann, um mit anzusehen, wie sich die Männlein dazu anstellen würden.

Um Mitternacht kamen sie herangesprungen und wollten sich gleich an die Arbeit machen, als sie aber kein zugeschnittenes Leder, sondern die niedlichen Kleidungsstücke fanden, verwunderten sie sich erst, dann aber bezeugten sie eine gewaltige Freude. Mit der größten Geschwindigkeit zogen sie sich an, strichen die schönen Kleider am Leib und sangen:

»Sind wir nicht Knaben glatt und fein?
Was sollen wir länger Schuster sein!«

Dann hüpfen und tanzten sie und sprangen über Stühle und Bänke. Endlich tanzten sie zur Tür hinaus. Von nun an kamen sie nicht wieder. Dem Schuster aber ging es wohl, solange er lebte und es glückte ihm alles, was er unternahm.



